

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische allgemeine Zeitung. 1951-1959 1953

195 (22.8.1953) Unterhaltungsbeilage

Das Wochen- Ende

UNTERHALTUNGSBEILAGE

Von Mensch zu Mensch

Das Drohende ist immer da

Von Kurt Kusenberg

Wer im Mittelmeer badet, wird vor Haiischen gewarnt. Diese, heißt es, zögen für gewöhnlich lustern hinter Ozeondampfern her, um Abläufe zu schnappen, doch komme es auch vor, daß Einzelgänger unter ihnen sich der Küste nähern und einen Schwimmer packen. Aber den Moritaten gebreicht es auffällig an Beispielen. Längs der ganzen Jugoslawischen Küste wird immer wieder nur von jener bedauernswerten Lehrerin erzählt, die einem Haiisch erlag, und auf Ischia bestreitet eine junge Salzburgerin ganz allein die Opferliste, wenn ich mich nicht täusche, war auch sie Lehrerin aus Salzburg. Jedenfalls wird dem Bodogast empfohlen, sich nicht allzu weit ins Meer zu wagen — falls ihm daran liegt, die Heimat wiederzusehen: Salzburg oder einen anderen Ort.

Empfindlichen Leuten führt das mächtig ins Gebein. Sie halten sich beim Schwimmen so dicht an der Küste, daß sie eigentlich gar nicht zu schwimmen brauchen, weil das Wasser ihnen stünden sie, nur bis zur Brust reichte, sie suchen sozusagen Tackelführung mit dem rettenden Strand. Nicht genug damit, es schwimmt trotzdem in dem seichten Wasser ständig ein Hai neben oder unter ihnen her, ein vorgestellter Hai, gewiß, aber Vorstellungen sind ja auch ein Leben und eine Welt. So umdüstert sich ihnen der Kurautenthalt. Die Haiische sind bloß ein Beispiel. In anderen Gegenden wird man von Vulkanen bedroht, von Lawinen, vom Steinschlag, vom Blitzschlag (vom Schlag zeitlich), von Ueberschwemmungen, vom Verkehr, von Mordern, von Epidemien, vom Bankrott, von den Nerven und vom Krieg.

Das Drohende ist immer da, es schwimmt oder schreitet getreulich neben uns her. Sein Name lautet: Tod, besser gesagt: Angst vor dem Tod, noch besser gesagt: Angst vor der Angst vor dem Tod. Eine Zeitlang hat man uns einreden wollen, diese Angst sei ein besonderes Kennzeichen unserer Zeit — ihre Folter, ihre tragische Qual, die Buße für ihre Schuld. Doch die Einredner haben das Guten zuviel geliebt und sich mählich selber in den Verdacht begeben, sie machten aus der Panik ein Gewerbe.

Ferner ist inzwischen offenbar geworden, daß alle Menschen alle Zeiten unter irgendeiner argen Bedrohung gelebt haben, und daß lediglich das

Bewußtsein davon, wie groß oder wie gering sie sei, die Gemüter und Epochen ein wenig unterschieden hat.

Alle Gefahr rechnet damit, daß sie entweder zu spät oder zu früh erkannt wird, und nur die Spanne zwischen lössiger Gewöhnung und erneuter Beunruhigung kann man eine friedliche nehmen. Wer von Haiischen nichts weiß, schwimmt weit ins Meer hinaus, strampelt, prustet, jöhlt nach Herzenslust und erschrickt erst viel später, zu Hause, wenn man ihm dem Reiter über den Bodensee, nachträglich die ungeahnte Bedrohung vor Augen führt.

Die Chance der Gefahr, so sagten wir, liegt darin, daß sie unerkannt bleibt. Auch wir haben, ihr gegenüber, eine Chance: der Haiisch ist nicht überall und er packt nicht jeden. Zudem wird das Meer nicht nur von Haiischen bevölkert, sondern gleichermaßen von freundlichen Geschöpfen, zum Beispiel von Delphinen, denen man nachrührt, sie trügen Ertrinkende spielerisch — hilfreich ans Ufer.

Das Drohende zu leugnen, wäre freilich töricht. Es gelingt ja auch nicht, weil niemand sich einzureden vermag, er fühle sich nicht bedroht. Nun gut, Man hat also seinen Haiisch, seinen unsichtbaren, unheimlichen Begleiter, wie immer er heiße, und muß danach trachten, mit ihm in ein annehmbares Verhältnis zu gelangen. Dies ist notwendig, damit die Nerven nicht schleichen, denn marbe Nerven übersteigern unnötig die Gefahr. Sie blasen Alarm, wenn der Feind vor sich hindöst, und schlafen erschöpft, wenn er hereinbricht.

Die sehr Mutigen kehren den Spieß um — wörtlich: sie harpunieren den Hai, vom Boot aus oder gar unter Wasser, gleich auf gleich, sie werden der Gefahr zur Gefahr. Die anderen jedoch sollten, eher als daß sie sich dem Schicksal ergeben, auf Glück und Schutz hoffen; es gibt nämlich Drachenlöcher, im Himmel wie auf Erden. Sie sollten auch hin und wieder Haiischfleisch essen, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß nicht nur sie selber, sondern auch die Bedroher edelbar sind. Und vermutlich haben sie es sogar schon einmal nichtsahnend getan, denn was in Italien als Thunfisch auf der Speisekarte steht, ist oftmals Fleisch vom Haiisch.

Friedrich Georg Jünger Das Goldstück

Ein Kind genießt alle Freuden einer großen Entdeckung, wenn es zu lesen beginnt. Nichts anderes beschäftigte mich. Ich begann ohne Wahl zu lesen, was mir in die Hände fiel, vor allem jene Hefte, die, dreiflig Seiten lang und mit buntem Titelbild versehen, für einen Groschen zu kaufen waren. Wer eines dieser Hefte kennt, kennt alle, doch ist das ein Geheimnis, dem man erst durch langes Lesen auf die Spur kommt. Sie erschienen in Serien, deren jede fortlaufend über die Abenteuer des gleichen Helden berichtete, wodurch die Teilnahme sehr erhöht wurde. Die Abenteuer des Seeräubers Kapitän Morgan zogen mich besonders an. Ich trug immer einige dieser Hefte bei mir und las sie begierig.

Ich will es nicht auf Rechnung dieser Hefte setzen, daß die Lesewut, die mich plagte, mich zu einem Diebstahl verleitete. Die Summe war nicht unbedeutend, denn ich entwendete der Mutter ein kleines Goldstück. Mir war nicht wohl dabei zumute, doch gewann dieses Versehen einen komischen Anstrich, weil es mir sogleich anschaulich machte, wie verdächtig der Arme durch plötzlichen Reichtum wird.

Ich mußte das Goldstück, eine für meine Verhältnisse ungeheure Summe, verkleinern, es einwechseln, und dieses Wechsels erschien mir so schwie-

rig, der Verdacht so naheliegend, daß ich kaum den Mut dazu fand. Von der Gewissenhaftigkeit der Kaufleute hatte ich einen hohen Begriff, denn ich rechnete damit, daß sie mich einer genauen Prüfung unterwerfen würden. Hierüber ließ ich mich in sehr feine Überlegungen ein. Endlich entschloß ich mich, etwas zu kaufen, das ganz unverdächtig war, weil ich nicht den geringsten Nutzen davon haben konnte.

So wagte ich mich denn in einen Laden und verlangte für einen Groschen Haarnadeln, die ich auch ohne Anstand erhielt. Wie erschrocken ich aber über die Masse des Wechselgeldes. Von dem Werte des Goldes hatte ich nur eine unzureichende Vorstellung gehabt, jetzt aber erschien der Diebstahl ungeheuerlich, denn er wuchs mit der Menge des Silbers, Nickels und Kupfers, in das er aufquoll. Es war mühsam, das Geld auszugeben, mühsam, meine Einkäufe verborgen zu halten, so daß ich erst aufatmen wagte, als der letzte Pfennig zerronnen war.

Als ich meiner Mutter später von diesen Nöten berichtete, mußte sie darüber lachen; die Geschichte belustigte sie.

(Aus „Grüne Zweige“, Carl-Hanser-Verlag, München.)



„Drei Männer am Tisch“ ist eine Feder- und Tuschzeichnung des Franzosen Honoré Daumier. Ein besonders köstliches Blatt dieses Künstlers, der einmal der „Rembrandt des sozialen Gewissens“ genannt worden ist, und den wir ja auch in der Hauptsache als Gesellschaftskritiker kennen. Was unsere Zeichnung so lebendig macht, ist der freie, offene Strich, der mit äußerster Sparsamkeit des Gegenständlichen umreißt. Der graue Tuschkontrast verleiht eine tiefere Schwärze und gibt, zusammen mit dem Weiß des Papiers, die Wirkung etwas sommerlich Leichtes und Leuchtendes.

Stadt der Kindheit Erzählung von Hertha von Gebhardt

„Ein drolliger Bahnhof!“ sagte das Mädchen, als sie ausgestiegen waren.

„Drollig?“ fragte er verwundert. „Kein besonders schöner Bahnhof, das ist wahr, aber auch nicht häßlicher als andere.“

Er konnte auf einmal nicht mehr von seinem stürmischen Glück sprechen, diesen häßlichen Bahnhof wiederzusehen. Jeder Stein war ihm vertraut. Da war sogar der Automat, aus dem er als Junge die gebrannten Mandeln gezogen hatte, und hier war die Stelle, an der sich die aufgeregte Schulkasse zu versammeln pflegte, wenn der Sommerausflug begann. Aber wie sollte man das schildern, alles, seinen schwitzenden Freund Karl mit der Botanisiertrommel und Lehrer Menz mit dem am Rock geklammerten Strohhut. Auf den Automaten wenigstens wollte er sie aufmerksam machen, aber sie drängte schon zur Sperre und begriff nicht sein Zögern.

So nahm er den Koffer auf, und sie betraten die Kastanienallee, die ins Städtchen führte. „Schöne alte Bäume!“ sagte sie anerkennend, und er wußte nicht, warum nun die Anerkennung ihn störte. Er konnte nicht verlangen, daß sie sah, was für Bäume das waren. In manche waren Buchstaben eingeritzt, dort, wo er spät abends um neun mit dem Mädchen gestanden hatte, dessen rote Haarschleife noch im Dunkeln zu flammen schien. Er unterließ es, davon zu sprechen, obgleich er ihr längst von dem Kind mit der roten Haarschleife erzählt hatte und dem ersten verunglückten Kuß.

Statt dessen machte er den Versuch, den Führer zu spielen, der mehr kennt und weiß, als der Fremde.

Er führte sie durch enge Gassen, die sanft anstiegen, zur Kirche und zum Marktplatz hinauf. Dort ließen sie den Koffer im Gasthof und schlenderten weiter. Sie fand auch Marktplatz, Brunnen und Rathaus malefisch und kaufte im Schreibwaren-

lädchen Ansichtskarten, ein halbes Dutzend, zum Andenken.

Dann blieb sie vor dem Aushang des neuerrichteten Kinos stehen. Es fand sich, daß am Abend ein Film laufen würde, den sie beide bisher zu sehen versäumt hatten. „Wie wär's?“ fragte sie und drückte seinen Arm. „Was sollen wir auch sonst anfangen,



Zeichnung: Kallertsch

wenn es erst dunkel ist!“ Er sagte nicht, daß er sich ausgemalt hatte, wie er sie zur Burg hinaufführen würde. Von der Burgmauer aus über die abendliche Stadt zu schauen, wenn das Licht aus den kleinen Fenstern sich im nachtschwarzen Wasser spiegelte, das war es, worauf er sich am meisten gefreut hatte. Aber es würde besser sein, ins Kino zu gehen, wenn er ihr damit eine Freude machte.

Ganz langsam indessen wuchs in ihm die Verstimmung, und sie wurde so tief, daß er flüchtig Schreckliches

dachte wie: „Habe ich sie eigentlich noch lieb?“ Dabei waren sie nun schon ein halbes Jahr wie Mann und Frau, und er hatte sich so etwas niemals zu fragen brauchen.

Sie sagte, als errate sie seine Gedanken: „Und nun hast du mir noch gar nicht dein Elternhaus gezeigt!“

Als sie sich der Vorstadt näherten, stellte sie fest:

„Hier hört es auf, alt zu sein, es ist nur noch altmodisch.“ Er hatte es noch nie so betrachtet. Die Häuser mit den Erkern und Säulen, die Gartenrondelle mit Fuchsen und Reseden, da und dort die gußeisernen Rehe und Zwerge — ja, es mochte altmodisch wirken. Vor einem Hause mit Schindelbekleidung und einem spitzen Türmchen blieb er stehen. Er sagte entschuldigend: „Es ist lange her, daß es uns gehört hat. Nach Vaters Tod ist es verkauft worden.“ Er konnte es nicht fassen, aber es war jetzt schon so: Das Haus ließ ihn gleichgültig. Er dachte: Ich bin wie vergiftet.

Dann gingen sie ins Kino und kehrten über holperiges Pflaster bei Laternenschein zurück in den Gasthof. Er bestellte zum Landbrot und Schinken „zwei Schoppen Hiesigen“. Er trank, als könne er davon gesund werden. Nachts im Bett, als das Mondlicht die Vorhänge füllte und die Kirchenglocken schnarrte und Mitternacht schlug, begann das Mädchen plötzlich zu weinen: „Und dahin, wo ich geboren bin, kann ich nie mit dir fahren!“

Er trat an das Fenster, schlug die Vorhänge auseinander und blickte zur Burg seiner Knabenjahre hinauf. Er wagte es nicht, ihr die Tränen abzutrocknen. Doch er sagte: „Es ist nichts verloren. Wir haben es ja so tief in uns drinnen, daß wir es nicht einmal dem anderen schenken können. Morgen sehr früh will ich ganz allein noch zum Burgtor hinaufgehen. Dann fahren wir mit dem ersten Zug weiter.“

Sein Lächeln hatte keinen Sinn

Von William Saroyan

Sie sagten zu ihm: „Stell Dich an die Ecke, nimm die beiden dicksten Apfelsinen in die Hand, und wenn ein Auto vorbeifährt, lächle und winke mit den Apfelsinen.“

„Fünf Cents, wenn sie eine wollen“, sagte sein Onkel Jake, „drei zu zehn Cents, fünfunddreißig Cents für ein Dutzend. Lächle ordentlich“, sagte er. „Du kannst doch lächeln, nicht wahr, Luke? Du hast das Talent, dann und wann zu lächeln, nicht?“

Er versuchte krampfhaft zu lächeln. Sein Onkel Jake machte ein fürchterliches Gesicht, da wußte er, daß es ein schlechtes Lächeln war. Er wünschte, er könnte laut herauslachen, so wie manche Leute lachten, nur daß sie nicht so ängstlich und verwirrt waren wie er.

„Ich hab' noch nie in meinem Leben einen so ernsten Jungen gesehen“, sagte mein Onkel Jake und kauerte sich hin, damit er ihm in die Augen sehen und mit ihm sprechen konnte.

„Luke“, sagte er, „sie kaufen keine Apfelsinen, wenn Du nicht lächelst. Die Leute haben es gern, wenn ein kleiner Junge lächelt und Apfelsinen verkauft. Es macht sie glücklich. Alles, was Du tun mußt, Luke“, sagte er, „ist, daß Du zwei dicke Apfelsinen in der Hand hältst und damit den Leuten zuwinkst, wenn sie in ihren Autos vorbeifahren, und lächelst. Du wirst in rasender Geschwindigkeit eine Kiste Apfelsinen verkaufen, Luke.“

„Ich will lächeln“, sagte er. „Eine für 5 Cents, drei für 10 Cents, fünfunddreißig Cents für ein Dutzend.“

„So ist es“, sagte Jake.

Jake hob die Kiste mit Apfelsinen vom Boden auf und ging zur Hintertür.

Es war sehr trübselig auf der Straße. Luke trug die Kiste mit den Apfelsinen, und er ging neben Jake und hörte zu, wie er ihm sagte, daß er ordentlich lächeln müßte. Es waren keine Blätter an den Bäumen, und die Straße war trübselig, und es war sehr sonderbar. Der Geruch der Apfelsinen war rein und gut, und sie sahen so hübsch aus. Es war sehr sonderbar, die Apfelsinen sahen so hübsch aus, obgleich ihm so traurig zumute war.

Sie kamen zur Ventura-Ecke, wo alle Autos vorbeifahren, und er stellte die Kiste auf den Bürgersteig. „Es wirkt am besten, wenn nur ein kleiner Junge dasteht“, sagte Jake. „Ich gebe nach Haus zurück, Luke.“

Jake kauerte sich wieder hin und sah ihm in die Augen. „Du hast keine Angst, nicht wahr, Luke? Ich komm zurück, ehe es dunkel wird. Vor zwei Stunden wird es nicht dunkel. Du brauchst Dich nur glücklich zu fühlen und die Leute anzulächeln.“

„Ich will lächeln“, sagte er.

Dann sprang Jake auf, als könnte er nicht hochkommen, ohne zu springen, eilte die Straße hinunter und lief, so schnell er konnte. Luke holte die zwei Apfelsinen heraus, hielt sie in der rechten Hand und hob den Arm über den Kopf. Es schien nicht richtig zu sein. Es war irgendwie albern. Was hatte es für einen Sinn, zwei

dicke Apfelsinen in der Hand zu halten und den Arm über den Kopf zu heben, bereit, den Leuten, die in Autos vorbeifahren, zurulächeln? Die Zeit erschien ihm lang, bis er ein Auto aus der Stadt kommen sah, auf seiner Seite. Als es näher kam, sah er einen Mann, der fuhr, und hinten eine Dame mit zwei Kindern. Er lächelte mächtig, als sie näher kamen, aber es sah nicht so aus, als wollten sie halten. Also winkte er ihnen mit den Apfelsinen zu und ging dichter an den Straßenrand. Er sah ihre Gesichter sehr nahe und lächelte noch etwas mehr. Viel mehr ging es nicht, weil sein Gesicht müde wurde. Die Leute hielten nicht, sie lächelten nicht einmal zu ihm zurück. Das kleine Mädchen in dem Auto schnitt ihm ein Gesicht, als hielt sie ihn für verächtlich. Was hatte es für einen Sinn, an einer Ecke zu stehen und zu versuchen, Apfelsinen an Leute zu verkaufen, die einem Gesichter schnitten,



Zeichnung: Kallenbach

weil man lächelte und wollte, daß sie einen gern mochten?

Was hatte es für einen Sinn, daß einem die Muskeln schmerzten, nur weil einige Leute reich sind und andere arm, und die Reichen essen und lachen, und die Armen essen nicht, bekämpfen sich ständig gegenseitig, und einer bittet den anderen, ihn zu töten?

Er ließ den Arm fallen, hörte auf zu lächeln und sah den Feuerhydranten, und hinter dem Hydranten den Rinnstein, und hinter dem Rinnstein die Straße, und an beiden Seiten der Straße Häuser und in den Häusern Menschen, und am Ende der Straße das Land, wo die Weinberge und Obstgärten waren, und Ströme und Wiesen, dann Berge, und hinter den Bergen andere Städte und andere Häuser und Straßen und Menschen. Was hat es für einen Sinn, wenn man nicht einmal einen Feuerhydranten

ansehen kann, ohne weinen zu müssen?

Ein anderes Auto kam die Straße herunter. Da hob er den Arm und fing wieder an zu lächeln, aber als das Auto vorbeifuhr, merkte er, daß der Mann ihn nicht einmal ansah. Fünf Cents für eine. Sie konnten Apfelsinen essen. Nach Brot und Fleisch konnten sie eine Apfelsine essen, sie schälen, den angenehmen Duft einatmen und sie essen. Sie konnten ihre Autos anhalten und drei für zehn Cents kaufen.

Dann kam ein anderes Auto, und er lächelte und schwenkte den Arm, aber die Leute sahen ihn nur an — das war alles. Wenn sie wenigstens zurulächeln würden, dann wäre es nicht so schlimm, aber nur vorbeifahren und nicht zurücksulächeln machte alles irgendwie verkehrt. Es kamen eine Menge Autos vorbei, und es sah so aus, als ob er sich ebenso gut hinsetzen und aufhören konnte zu lächeln. Nicht eine Apfelsine wollten sie, und sie mochten ihn nicht lächeln sehen, wie sein Onkel Jake doch behauptet hatte. Sie sahen ihn nur an, taten aber sonst nichts.

Es fing an, recht dunkel zu werden, und seinetwegen hätte die ganze Welt untergehen können.

Er glaubte jetzt, daß er nur dazu geboren wäre, an der Ecke zu stehen, den Leuten mit Apfelsinen zu winken und ihnen zurulächeln bis zum Ende der Welt. Alles ist schwarz und leer und er steht da, lächelt, bis ihm das Gesicht wehtut, gekränkt, weil sie nicht zurulächelten. Seinetwegen konnte die ganze Welt in Finsternis versinken und aufhören zu bestehen, und Jake konnte tot sein, seine Frau konnte tot sein, und all die Straßen und Häuser und Menschen konnten verschwinden, und es brauchte niemand mehr zu sein, weder ein Mensch, noch eine leere Straße oder ein dunkles Fenster oder eine geschlossene Tür, weil sie keine Apfelsinen kauften und sein Lächeln nicht erwiderten.

(Aus dem Englischen übertragen von Erika Zaeder.)

Das Wirtshaus im Fluß

Von C. Walter Rau

Es war einmal ein Mann, der hatte den ganzen Tag nichts weiter zu tun, als darauf zu warten, daß es Abend wurde. Am Abend stellte sich bei ihm regelmäßig ein heftiger Durst ein. Er nahm dann eilig Stock und Hut und ging fort ins Wirtshaus, um dort so lange und so viel Bier zu trinken, bis er eben keinen Durst mehr hatte. Wenn er keinen Durst mehr hatte, ging er wieder nach Hause. Das machte er jeden Tag so, schon seit Jahren.

Eines Abends jedoch war es anders, da kam der Durst nämlich zufällig ein wenig später als gewöhnlich, und draußen war es schon dunkel, als er sich auf den Weg machte. Es war ein regnerischer und trüber Tag gewesen. Zwar schien der Mond, doch so, daß er nur von Zeit zu Zeit durch ein Loch in der Wolkendecke sein hübsches Licht auf die Erde fallen ließ. Nun lief dort neben der Straße ein tiefer Fluß her, und als der Mond eben wieder durch ein kleines Loch herunterschien, reichte das wenige Licht gerade aus, um nur den Fluß zu beleuchten, während es auf der Straße dunkel blieb. So kam es, daß der Mann, der zudem nur an sein Bier dachte, den Fluß für die Straße hielt und ins Wasser fiel.

Er konnte nicht schwimmen und ging daher sofort unter. Dabei schluckte er eine Menge Wasser, aber weil er so großen Durst hatte, war es ihm gar nicht unangenehm. Er empfand es als außerordentlich wohlthuend, von soviel Flüssigkeit umgeben zu sein, so daß er unbekümmert auf dem Grund des Flusses in derselben Richtung wie auf der Straße weitermarschierte.

Es war finster wie im Bauche eines schwarzen Bären, doch schon nach einiger Zeit sah er ein Licht auftauchen. Als er hinkam, war es ein richtiges Wirtshaus, und ein Schild hing heraus, worauf geschrieben stand: „Heute frische Luft.“

„Das sieht sich ja ausgezeichnet“, dachte da der Mann, der eigentlich von zu Hause fortgegangen war, um ein Glas Bier zu kaufen, dann aber ins Wasser gefallen war und genug davon geschluckt hatte, um keinen Durst mehr zu haben. Und nun stand er vor einem Wirtshaus, wo es frische Luft gab, gerade das, was er hier unten im Fluß, wie man sich denken kann, so dringend brauchte. Er ging also ohne zu zögern hinein, kaufte sich sofort ein großes Glas von dieser Luft und schnaufte es in einem Zuge mit seiner Nase in sich hinein.

Dann glückte er zufrieden ein wenig auf und sah sich erst einmal um in diesem merkwürdigen Gasthaus. Hier unten war ja genau alles



umgekehrt. Saß man oben in einem Wirtshaus, so saß man im Trockenen und nahm etwas Wasseriges zu sich, während man hier unten im Nassenen sich befand und mit frischer Luft bewirtet wurde.

Der Wirt war ein dicker Karpfen, der hinter dem Schanktisch stand und sehr damit beschäftigt war, all den vielen Fischen und Fröschen, den Wasserratten und den Wasserspinnen, den Krebsen und den Schnecken und was es sonst da noch alles im Wasser

gab, ihr Krüglein mit frischer Luft zu füllen.

An den Tischen saß eine Gesellschaft von Hechten, sicher schon längere Zeit, denn sie waren bereits sehr ausgelassen. Sie klappten die Deckel ihrer Krüge auf und zu, so daß die Luft in hellen glänzenden Blasen entweichen konnte, und dann sprangen sie den silbernen Kugeln nach bis unter die Decke. Dabei brachten sie das Wasser in so heftige Bewegung, daß die Lampe gefährlich hin- und

Das Gedicht der Woche:

Verdämmern

Der Abend naht, ein schwarzes Schaf, das wolgig durch die Straßen streift. Die Augen öffnen schon den Schlaf, der aus Erlöschnem nach mir greift.

Die Möwen, morgens aufgestört, den Tag mit Luftfiguren lütlend, sind lautlos wo zurückgekehrt — Und mich in Ungewisses hüllend.

berühren schwindende Figuren den Blick mir kühl mit jener Frische, die, von den Vögeln, die sie fuhren, noch anhält bis zum Abendtische.

Alexander Xaver Gwerder
(Aus: „Blauer Eisenhut“, Magnus-Verlag, Zürich.)

her schaukelte. Dem Wirt, dem dicken Karpfen hinter dem Schanktisch, gefiel das gar nicht. Doch die Hechte lachten, daß man ihre scharfen Zähne sehen konnte und klatschten sich vor Vergnügen mit den Flossen auf den Bauch.

Das alles fand der Mann sehr lustig, er setzte sich zu den Hechten und befand sich bald in der allerbesten Unterhaltung mit ihnen. Man trank ein Krüglein von der frischen Luft nach dem anderen miteinander und wurde immer vergnügter. Die Fische machten allerlei Kunststücke vor und wollten sich fast tollhaken, wenn er versuchte, sie nachzuahmen. Schließlich wurden sie ganz nährlich und brachten einen großen alten Karpfenschwanz angeschleppt, den sie an seinen Hosenbänden banden. Sie wollten ihm damit das Schwimmen beibringen, meinten sie.

Das hatten sie aber nicht tun sollen. Der alte Karpfenschwanz hatte nämlich einmal dem Großvater des Wirtes gehört. Der hatte dieses Gasthaus hier gegründet und erbaut und seit seinem Ableben hing der Karpfenschwanz an der Wand. Kein Wunder also, wenn sich der Wirt so über das respektlose Treiben seiner Gäste erboste, daß er kurzerhand alle zusammen hinauswarf, die übermütigen Hechte und den Mann, der eben noch versuchte, eine Runde um die Lampe an der Decke zu schwimmen, indem er sein Hinterteil fleißig hin und her bewegte.

Draußen schimpften die Hechte noch eine Zeitlang auf den Wirt, und dann schwammen sie schnell davon. Unser lustiger Mann, indessen gar nicht mehr lustig, trieb an die Oberfläche. Den Karpfenschwanz hatte er glücklicherweise immer noch umgebunden. Er konnte sich damit ans Ufer retten, wenn auch mit Mühe und Not.

Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er sich gerade vor dem Wirtshaus befand, in das er ursprünglich gehen wollte, um sein Bier zu trinken. Es war früher Morgen, er war also eine ganze Nacht im Wasser gewesen: hier der Karpfenschwanz ist Zeuge! Ganz verwirrt machte er sich auf den Weg nach Hause. Es fiel ihm nicht ganz leicht, denn er hatte von der großen Menge Luft, die sich in seinem Leib befand, einen so starken Schluck bekommen, daß er jedesmal der Länge nach hinfiel. Schließlich kam er aber doch noch heim.

Am Abend konnte er voller Freude feststellen, daß pünktlich wie jeden Tag, als wäre gar nichts geschehen, der gewohnte Durst ihn wieder überkam. Er griff daher getrost nach seinem Hut und ging fort, wie immer, um sein Bier zu trinken.

Olav Sölmund Salem, der Meisterdieb

Da hatte sich vor vielen Jahren in der Wüste Sinai ein junger Araber durch seine kühnen Raubereien einen gefürchteten Namen gemacht. Der Bey von Suez fürchtete mit Recht, daß die Karawanen sich von seinem Gebiet fernhalten und einen anderen Weg nehmen würden, um den ihnen ständig drohenden Plünderungen von Salems Beduinenbande zu entgehen. Daher beschloß der Bey, selbst auf der Straße von Suez nach Kairo ein Lager zu beziehen. Mitten im Lager stand sein Zelt, umgeben von seinen zuverlässigsten Leuten, und ringsum waren Vorposten aufgestellt.

Eines Morgens, als der Bey erwachte, vermied er seinen kostbaren Säbel, den Mantel und einen Beutel, der mit Geld gefüllt war. Sofort rief er seine Leute herbei. Betroffen standen sie vor ihm, denn sie hatten ihn zwei Stunden vorher totliegend gesehen. Als man sich bei dem Pferdeknacht erkundigte, erklärte dieser, der Bey habe gegen Morgen vor dem Zelte dreimal in die Hände geschlagen zum Zeichen, daß er sein Pferd vorgeführt wünsche. Gleich darauf habe er sich in den Sattel geschwungen und sei davongegriffen.

Nun ließ der Bey bekanntmachen, daß dem Räuber kein Leid geschehen würde, wenn er ihm mitteilen wolle, auf welche Weise ihm sein kühnes Wagstück gelungen sei. Für den Fall, daß er selbst im Lager erscheine, um den unbegreiflichen Vorgang zu schildern, sollten ihm tausend Piaster ausbezahlt werden. Der Bey schwur beim

Barte des Propheten, den Dieb ungehindert ziehen zu lassen.

Nicht lange darauf erschien Salem und erklärte dem Bey, er sei nicht um das Geldes willen gekommen, sondern nur, um sich ihm gefällig zu erweisen. Er verlangte nur, daß alles so angeordnet werden möge, wie er es in jener Nacht angetroffen habe. Auch sollte dem Stallknecht, den Wachen und Vorposten Befehl erteilt werden, ihn zu gehorchen und ihn ungehindert ziehen zu lassen.

Der Bey erklärte sich mit allem einverstanden. Er ließ an die Mittelstange des Zeltes einen Säbel hängen, einen Mantel auf einen Diwan und einen gefüllten Geldbeutel unter das Kopfkissen legen. Dann legte er sich auf sein Ruhebett und erwartete das Erscheinen Salems.

Der Räuber entfernte sich hundert Schritte vom Zelt des Beys, zog sich aus, verscharrte seine Kleider im Sand und kroch, zur Hälfte im Sand versteckt, behutsam zum Zelte hin. Am Ziel angelangt, steckte er den Kopf unter der Leinwand durch, und der Bey, der nicht das geringste Geräusch vernommen hatte, war höchst erstaunt, den Dieb zu erblicken. Doch kaum gewahrte er den Kopf, als dieser wieder verschwand.

Minutenlang blieb alles in tiefster Stille; nur die Schritte der Wachen hörte man. Plötzlich verdunkelte sich die obere Oeffnung in der Mitte des Zeltes, ein Luffloch, das dazu dient, um bei Nacht kühle Luft einströmen

zu lassen. Ein nackter Körper glitt geräuschlos an der Mittelstange des Zeltes herab. Mit ein paar Schritten näherte sich Salem dem Kopfkissen des Ruhebetts. Er kniete nieder, und während er, auf die linke Hand gestützt, gespannt auf den Atem des Ruhenden lauschte, glänzte ein kurzer Dolch in seiner Rechten.

Kalter Schweiß trat dem Bey auf die Stirn. Er erkannte, daß sein Leben in der Hand eines Menschen lag, für dessen Kopf er selbst tausend Zehnen geboten. Im gleichen Augenblick glaubte er eine Hand zu fühlen, die unter das Kopfkissen glitt. Obwohl er wach lag, schien ihm diese Bewegung doch so unmerklich, daß er sie gewiß ohne schärfste Aufmerksamkeit nicht wahrgenommen hätte.

Jetzt erhob sich der Räuber, ohne den Bey aus den Augen zu lassen. Den Dolch und den Beutel zwischen den Zähnen haltend, glitt er rücklings zur Mitte des Zeltes. Er bekleidete sich mit dem Mantel, schnallte den Säbel um und wand das Turbantuch um seinen Kopf und den Kaschmirstoff um den Leib. So schritt er zum Zelte hinaus, an der Wache vorbei. Dreimal schlug er in die Hand, damit ihm sein Pferd vorgeführt werde. Ehe der Bey aus dem Zelte getreten war, um das Ende zu erleben, galoppierte der Meisterdieb bereits in die Wüste hinein.

Erst viele Jahre später geriet Salem durch Verrat in die Hände seiner Häsher. —

Die kleinen Dinge

Die Eltern waren sehr aufgeregt. Sie wisperten und tuschelten miteinander: „Was wird Robertchen wohl sagen, wenn er zum erstenmal eine Zirkusvorstellung sieht?“

Und dann saßen sie im Zirkus. Die Clowns klobolzten übereinander, die Tiger sprangen durch brennende Reifen, Elefanten trompeteten, Affen machten Kunststücke, eine halbnackte Dame tanzte auf einem hochgespannten, dünnen Seil, Löwen brüllten, Bären fuhren rad, ein Nilpferd gab Pfötchen, Seelöwen balancierten bunte Bälle auf ihren Schnauzen, eine japanische Familie wirbelte durch die Luft, wilde Indianer führten einen Kriegerstanz auf, neue Clowns klobol-

ten durcheinander, neue Elefanten trompeteten, neue Löwen brüllten, ein Eisbär trank aus der Nuckelflasche. Robertchen saß da und starrte auf die rotsamene Brüstung der Loge. Er starrte und starrte, erstaunt, interessiert, ganz gefesselt. In der Manege wurde der Wirbel immer toller. Siebzehn riesige Elefanten marschierten im Kreise, auf ihrem Rücken saßen fauchende Tiger und auf den Tigern siebzehn wunderschöne Mädchen — es war stembersabend!

Da endlich stieß Robertchen bebütst mit dem Ellbogen den Vater an. Er deutete auf die rotsamene Logenbrüstung und flüsterte: „Da guck, Vati — eine Fliege!“ Zebrowski

Die „Kleinen“ ganz groß!

30 Ausfälle bei Lüttich—Rom—Lüttich

Um die Mitternachtsstunde zum Donnerstag starteten in Spa 111 Teilnehmer zur schnellsten Sportwagen-Langstreckenfahrt des Jahres, welche mehr als 5000 km über alle schweren Pflasterstraßen Mitteleuropas von Lüttich über Rom nach Lüttich führt. Einzigartig an dieser Prüfung ist die Bedingung der Nonstopfahrt. Sie gönnt den Fahrern und Beifahrern für vier Tage und für vier Nächte keine Ruhepause!

Forsche stellte mit 16 Wagen das stärkste Angebot einer einzelnen Marke. Hinzu kommen aus Deutschland 1 Mercedes, 1 VW, 1 Borgward, und 2 BMW. Großes Aufsehen erregten von Frankenberg-Glöckler, die in einem der kleinen offenen Porsche-Rennsport-Roadster erschienen.

Nach den ersten 24 Stunden der Sportwagen-Fernfahrt Lüttich—Rom—Lüttich, die mehr als 5000 km ohne Pause ausgetragen wird, waren bereits 30 Wagen infolge Fahrzeugschäden oder Ermüdung der Fahrer ausgefallen. In den französischen Alpen gab es einige leichte Unfälle ohne Personenschaden.

Von den deutschen Teilnehmern mußte die Borgward-Mannschaft Geriet-Deißmann aus bisher noch nicht bekannten Gründen aufgeben, nachdem sie vorher bei einigen Bergprüfungen die vorgeschriebene Zeit nicht einhalten konnten.

Eine Spitzengruppe von nur noch zwölf strafpunktlosen Wagen führt zur Zeit das bereits stark gelichete Feld an. Darunter befinden sich auch die beiden kleinsten Fahrzeuge, mit von Frankenberg-Glöckler und mit den Belgiern Stasse-Hermann. Verhältnismäßig wenig Strafpunkte erhielten Friedrichs-Graf Einfeldt, Peter Max Müller-Schellhaas und von Guillaume-Graf Westerholt.

Der Siegeszug des Fußball-Totos

Wie ein Präriebrand legte Totofieber über das Land...

Der englische Telegraphist Moores vor 30 Jahren der Initiator / 25 Jahre später in Deutschland

England ist das Geburtsland des Fußballtotos. Das ist jetzt 30 Jahre her, und es ist erstaunlich, daß erst 25 Jahre später, nämlich im Jahr 1948, der Fußballtoto auch in Deutschland seinen Siegeszug antreten konnte. Nach dem Krieg waren es die deutschen Sportverbände, die die Idee aufgriffen. Die Deutsche Totogesellschaft wurde als gemeinnützige Einrichtung ins Leben gerufen im Gegensatz zu England, wo die Totostellen in privater Hand sind und Aktionäre am Geschäft beteiligen.

John Moores, ein Telegraphist an der Transatlantic Cable Company in Liverpool, hat den Fußballtoto nicht erfunden, aber er hat ihn zur selbstreichsten Industrie Englands gemacht. Der Erfinder, ein Buchmacher in Glasgow, hatte in kleinen Anfängen gefehlt und aufgegeben. Moores vereinfachte die Idee zu einer Lotterie mit einer Anteilgebühr für seine Geschäftsbesorgung. Nur ein paar hundert Einsätze schienen ihm notwendig, um wöchentlich eine Summe im Hut zu haben, die zu gewinnen der Mühe wert war.

Ulla Jurewitz lief Weltrekord

Einen neuen Weltrekord über 800 Yards lief Ulla Jurewitz (Halle) anlässlich des Leichtathletik-Länderkampfes Ungarn—Norwegen in einem Einlagewettbewerb in Budapest. Ulla Jurewitz benötigte 2:12,6 Minuten und verbesserte damit den am 17. September 1952 in London von der Engländerin Valeria Ball mit 2:14,5 Minuten aufgestellten Weltrekord um 1,9 Sekunden.

Kurzer Sportfunk

Deutschland und Spanien tragen am 23. September in Barcelona einen Rollhockey-Länderkampf aus.

Der Deutsch-Amerikanische Fußballbund, der für das nächste Jahr wieder eine „Fahrt des guten Willens“ mit einer Auswahl in Deutschland plant, spendete für die Fußballer-Osthilfe 500 Dollar.

Bescheidene Frage an die Viernheimer Amiciten:

Habt Ihr Lust, nach Konstanz zu reisen?

Das Thema „Fusion im Badischen Fußballverband“ das wir gestern schon einmal anschnitten, macht den Verantwortlichen beider Verbände in diesen Tagen wieder viel zu schaffen. So hat sich Prof. Dr. G. Glaser, der 1. Vorsitzende des Südbadischen Verbandes, in einem Schreiben an den Karlsruhe'ner Meister gewandt, worin den Nordbadenern noch einmal der Standpunkt Freiburgs klar gemacht wird.

Aus dem Brief geht hervor, was bisher die Fusion verhinderte. „Ursache Nummer 1“ ist die 1. Amateurliga Nord und Süd stellen zur Zeit zwei starke Staffeln. Südbaden will einem Zusammenschluß nur zustimmen, wenn aus beiden Staffeln eine einzige für ganz Baden gemacht wird... und wenn Südbaden in ihr entsprechend stark vertreten ist. 30:30!

Im Norden dagegen ist man an einer Staffel, die alle Vereine Badens vom Bauland bis zum Bodensee umfaßt, nicht interessiert. Hier will man die zwei Gruppen der 1. Amateurliga beibehalten; es soll alles beim alten bleiben. Der Grund? Das liebe Geld! So, wie die Dinge augenblicklich in Nordbaden liegen, sind sie nahezu ideal. Die weiteste Reise für die am ungünstigsten gelegenen Vereine (Viernheim, Brötzingen, Pforzheim) dürfte 60 bis 70 km ausmachen; die Mehrzahl der Klubs hat es aber besser.

Müßten die Mannschaften in Zukunft nach Konstanz, Freiburg, Villingen usw. reisen, dann bedeutete dies, daß sich ihre Fahrtauslagen um ein Vielfaches erhöhten, von der verlorenen Zeit gar nicht zu reden. Jedenfalls ging der ganze Sonntag für ein Fußballspiel drauf, daran ist niemand gelegen.

So kann man verstehen, daß die nordbadischen Klubs der 1. Amateurliga keine Lust verspüren, den Handel einzugehen. Beide Parteien beharren auf ihrem Standpunkt, und nirgends zeigt sich ein rosarotes Wölkchen am Horizont...

Die 1. Amateurliga ist also an allem schuld. Sagt man! Ist sie es wirklich? Es wäre denkbar, daß auch noch andere Gründe die derzeitigen Spannungen hervorrufen.

Im übrigen dürfen wir beiden Parteien heute noch einmal zu dem leidigen Thema folgendes sagen: Sie mögen vorbringen, was sie wollen —

Kleine, aber starke Expedition

Länderkampf mit Japan prüft Klimafestigkeit für Melbourne

Kenkichi Oshima, Sportredakteur der größten japanischen Zeitung „Mainichi“ und Dreisprung-Olympiasieger von Los Angeles, schlug dem Vorsitzenden des Deutschen Leichtathletik-Verbandes im Auftrag des japanischen Verbandes für den Oktober 1954 den Abschluß eines Länderkampfes nach Tokio vor. Der DLV-Vorsitzende stimmte prinzipiell zu. Die Japaner wollen die Kosten für 18 Aktive, einen Mannschaftsführer und einen Trainer übernehmen. Nach dem Länderkampf sollen weitere Starts in Japan erfolgen.

Im Hinblick auf die Olympischen Spiele 1956 in Melbourne (Australien) wäre ein Länderkampf mit Japan im Spätherbst äußerst begrüßenswert, da er wertvolle Aufschlüsse über die Klimafestigkeit der deutschen Spitzenkämpfer ergibt. Schon 1929 hatten die deutschen Leichtathleten beim ersten Länderkampf mit Japan in Tokio,

der mit 79,5:71,5 Punkten gewonnen wurde, überraschende Ausfälle einiger ihrer besten Athleten, die das feucht-warme Klima nicht vertrugen.

Wie damals sollen auch 1954 sechzehn Aktive die Reise antreten, was bedingt, daß nur solche zur Auswahl gelangen, die in mehreren Wettbewerben eingesetzt werden können. Das sonst übliche Länderkampfprogramm wird ferner eine Einschränkung (z. B. nur eine Langstrecke) erfahren. Der Länderkampf 1954 wäre der dritte zwischen Japan und Deutschland, da die Japaner 1935 sich in Berlin an einem Fünfländerkampf beteiligten, der von Schweden vor Deutschland, Ungarn, Japan und Italien gewonnen wurde. Dr. Storz.

Deutscher Boxerfolg in Indonesien

Der Hamburger Halbschwergewichtler Paul Schirrmann landete in seinem ersten Boxkampf in Indonesien gegen den Ostasienmeister Nathan Brooks in einem Achtrundenkampf einen hohen Punkteerfolg. Schirrmann wie auch der als Ringrichter tätige frühere Weltmeister Max Schmeling wurden stark gefeiert.

Johansen — Handtke am 3. September

Um die Europameisterschaft

Der Boxkampf um die Europameisterschaft im Leichtgewicht zwischen dem dänischen Titelhalter Jørgen Johansen und dem deutschen Meister Werner Handtke (Berlin) soll nun endgültig am 3. September in Kopenhagen stattfinden. Am gleichen Kampftag trifft Freddy Teichmann auf den Dänen Martin Hansen.

Nordbadens Halbzeit-Ringermeister zu den deutschen Titelfämpfen

Nordbadens Ringer-Oberliga wird auch in diesem Jahr in einer Zehnergruppe kämpfen, so daß der Meister erst im März 1954 feststeht. Anstelle des Landesmeisters wird deshalb der „Halbzeitmeister“ zu den Kämpfen um die deutsche Meisterschaft gemeldet.

In der Liga stehen folgende Mannschaften: KSV Wessental, ASV Heideberg, KSV Kirrlach, Germ. Ziegelhausen, „Eiche“ Sandhofen, ASV Feudenheim, Germ. Bruchsal, SpVgg Ketsch, RSC Viernheim und SV Grötzingen. Erster Kampftag ist der 13. September.

für Spesen und 1,2 Prozent Kommission. Fast alle Unternehmer wurden Millionäre. Einer war vorher Arbeiter auf dem Fleischmarkt von Edinburgh, ein anderer ein Barbierlehrling.

Kirche und Spielgegner haben den Toto bekämpft. Wenn man an der Börse, wurde ihnen entgegen, Wagnispapiere kaufen kann, kann auch die „Investierung“ von Kleingeld in eine andere Glückshoffnung nicht unsittlich sein. Das Parlament hat eine Einmischung mit 188 gegen 24 Stimmen abgelehnt.

Moores, der arme Telegraphist von gestern, hat mit dem ererbigen Anteil Ketten von Hotels und Warenhäusern aufgestellt, Kleider-, Möbel-, Spielzeug- und Munitionsfabriken, Fabriken für Bombenrahmen, Fahrzeuge, Ballons, Schlauchboote. Nach dem dunklen Unglück des Anfangs ist das nicht wenig.

Nicht allen Leuten, die mit einem Sixpence-Einsatz bis 100.000 Pfund gewonnen haben, hat der Reichtum gut getan. Manche haben das Gleichgewicht verloren. Oft suchten entdeckten sie zu spät, daß man solches Geld nur halten kann, wenn man die Adresse ändert, die Tür verperrt, daheim bleibt, alle Briefe und Gründungsvorschläge vernichtet und niemals etwas unterschreibt.

Wer gewinnt die „Goldene Peitsche“?

Fürstenbergrennen im Mittelpunkt des ersten Iffezheimer Renntages

Im Mittelpunkt des ersten Renntages der Iffezheimer Pferderennen, die am Sonntag beginnen, steht das mit 10.000 DM dotierte Fürstenbergrennen für dreijährige Hengste und Stuten aller Länder über 2100 m, in dem „Salut“, der von O. Schmidt trainierte Gewinner des Gerlingpreises, „Maranon“, der Schlenderhauer „York“, „Naxos“ und die Rößlersche Stute „Alma Mater“ bestimmt gesallt werden.

Eine wertvolle Bereicherung erhält der erste Renntag erstmals durch die „Goldene Peitsche“, eine auf das Jahr 1867 zurückgehende, mit 9000,-

DM ausgestattete, den inländischen drei- und vierjährigen Pferden vorbehaltene Fliegerkonkurrenz, in der die Rößlersche Stute „Liebesmahl“ an erster Stelle vor dem Sieger der Kölner Meile, dem Waldrieder „Baal“, der Röttgener Rennstute „Walk Over“ und dem Erlenhofer „Niederländer“ zu erwarten ist.

Fußball-Schnitzel

Im neu eröffneten Budapester Stadion kam die ungarische Spitzenmannschaft Honved Budapest vor 20.000 Zuschauern in einem Fußball-Freundschaftsspiel zu einem 3:2 (9:1)-Sieg über Spartak Moskau. Beide Mannschaften zeigten Klassefußball.

Celtic gewann das Wiederholungsspiel um den Glasgow-Cup mit 1:0 gegen Queens Park.

Ungarn gewann vor 20.000 Zuschauern im Budapester Stadion den Leichtathletik-Länderkampf gegen Norwegen mit 149,5:71,5 Punkten. Bis auf den Hochsprung und das Hammerwerfen waren die Gastgeber in allen Wettbewerben erfolgreich, wobei das Hammerwerfen von Sverre Strandli mit 60,86 m vor dem Olympiasieger Josef Czermak (Ungarn) mit 59,20 m gewonnen wurde.

Man kann getrost behaupten: traditionsgemäß...

Zwei deutsche Meisterschaften für Mannheims Kegler!

Klubmannschaft auf der J-Bahn und Jugendkegler Fritz Blum auf Asphalt in Berlin erfolgreich

Bei den deutschen Keglermeisterschaften in Berlin gingen die ersten Titel nach Hannover, Berlin und Düsseldorf. Die Bohlenmeisterschaft der Frauen entschied die dreifache Titelträgerin Else Balzer-Hannover mit 737 Holz bei 100 Wurf zu ihren Gunsten.

Sonntag Kegler-Empfang

Auf die Mannheimer Kegler ist Verlaß! Keine deutschen Meisterschaften, bei denen sie nicht den einen oder anderen Titel mit Beschlag belegen. So holte man jetzt, wie an anderer Stelle berichtet, in Berlin die Meisterschaft im Mannschaftsspiel auf J-Bahn und der Jugendkegler Fritz Blum wurde deutscher Jugendmeister auf Asphalt! Den neuen Meistern unseren herzlichsten Glückwunsch.

Wie uns der Verein Mannheimer Kegler mitteilt, wird er am Sonntag, 23. August, in der Kegelsporthalle, Käfelerstraße, einen Empfang der erfolgreichen Mannheimer Kegler durchführen, wobei es, wie sich nicht verbergen lassen wird, hinterher „hoch“ hergehen dürfte! Meister-Würden werden bei den Mannheimer Kegler traditionsgemäß stets gebührend gefeiert...

Den ersten Titel für Berlin holte sich der 69-jährige Altmelster Franz Roschild mit 741 Holz in der Bohlenmeisterschaft der Senioren vor Schaarschmidt (Hamburg) und Harke-Hannover (beide 736 Holz).

Bei der Einzelmeisterschaft der Männer auf Schere, einer westdeutschen Domäne, endete der Favorit Brühl-Düsseldorf unerwartet auf dem sechsten Platz. In Abwesenheit des Titelverteidigers Balmier (Hannover) wurde der 42-jährige Aachener Stadtmeister Jakob Sommer mit 1069 Holz (200 Kugeln) deutscher Meister.

Ersatzmann wurde deutscher Meister

Meister im Drei-Bahnen-Kampf wurde überraschend der 46 Jahre alte Willy Konstantin (Peine) mit der glänzenden Leistung von 2052 Holz bei 200 Kugeln. Der neue Meister, der nur als Ersatzmann startete, erzielte 743 Holz auf Bohle, 706 auf Schere und 603 auf Asphalt.

Ebenso unerwartet kam der Gewinn der Einzelmeisterschaft auf Bohle durch Heinrich Klose (Berlin). Der neue deutsche Meister, der sich nur mit Mühe für die Titelfämpfe qualifi-

Sportkommentar

Der Bundessportwart Kestler-Mannheim ist nach Skandinavien abgereist; er wohnt den Weltmeisterschaften der Gewichtheber bei und bemüht sich außerdem, die Gewichtheber-Staffel der USA zu einem Start in Mannheim zu bewegen. Gelingt es, dann würden die Mannheimer Freunde der Schwerathletik mit dem sympathischen Studenten Kopp Wiedersehen feiern. Hoffen wir, daß der Bundessportwart Glück hat. Bei sechs für Deutschland vorgesehenen Starts der USA-Staffel sollte für Mannheim ein Start abfallen.

Vor acht Tagen war in Viernheim das Tribünen-Einweihungsspiel der „Amicitia“ gegen den KSC Mühlburg. Es kam dabei zum sensationellen Sieg des Amateurlisten über den Oberligisten. Dabei ging es durchaus mit rechten Dingen zu. Doch das wurde bereits in diesen Spalten gesagt. Vor dem Spiel wurden auch Reden gehalten. Eine davon hielt der Vorsitzende des Badischen Fußball-Verbandes, Fritz Meiner. Er lobte den Eifer der immer rührigen „Amicitia“ und überreichte abschließend die Ehrennadel des Verbandes. Er gab sie einem Manne, der sie wirklich verdient hat. Der jüngste Ehrennadelträger ist der Viernheimer Bürzlermeister Neff, der sich nicht nur im Sport, sondern auch auf fast allen anderen Gebieten der kommunalen Politik hervorgetan hat. Die Viernheimer sind zu ihrem Bürzlermeister zu beglückwünschen und ganz besonders die Viernheimer Turner und Sportler, die ein so aufgeschlossenes Stadtoberhaupt haben.

Die neueste Statistik des Badischen Sportverbandes weist hochinteressante Zahlen auf. Im Jahre 1947 zählte man 102.000 Mitglieder; heute sind es 151.000 und die Zahl der Vereine ist seit 1947 von 698 auf 865 gestiegen. In 448 Fußballvereinen sind 26.700 Fußballer tätig, während 276 Turnvereine 40.500 Mitglieder aufweisen. 11.200 Leichtathleten, 19.200 Handballer und 6000 Schwimmer vervollständigen die volkstümlichsten Sportarten. Dazu kommen 3490 Schwerathleten, 1600 Boxer, 1900 Kanuten, die aber noch von 5400 Skiläufern übertrumpft werden. 2600 Ruderer stehen nur 870 Hockeyspieler gegenüber, während sich Rugby und Basketball mit je 500 die Waage halten.

Die Europameisterschaften der Ruderer haben für den deutschen Rudersport einen bitteren Beigeschmack gehabt. „Unsere Mannschaften müssen härter werden“, hieß es nach Kopenhagen. „Nur die Rengemeinschaften können uns noch international konkurrenzfähig machen“, hieß sich die Experienshaft der deutschen Ruderer vernennen.

Ist es das wirklich? Wir meinen, daß es an der Zeit sei, sich Gedanken darüber zu machen, wie man den gesamten Rudersport auf eine breitere Basis stellen kann. So lange der Erfolg einer erstklassigen Achtermannschaft in Frage gestellt ist, wenn nur ein einziger Mann ausfällt, so lange dürfte in der ganzen Ruderwelt etwas nicht stimmen. Städte wie Köln, Düsseldorf, Essen, München, Frankfurt, Hannover und Saarbrücken waren im erstklassigen Achterfeld in diesem Jahr nicht vertreten. Man konnte eine Mannschaft einfach nicht zusammenbekommen. Es gehört eben doch mehr als nur ein guter Trainer dazu, eine möglichst große Zahl von jungen Menschen für den harten Rudersport zu begeistern und sie dem Rudersport vor allem zu erhalten.

Und in welchem Verhältnis steht der Aufwand, der in keitspieligen Bootshäusern getrieben werden muß, zur Anzahl der aktiven Ruderer, die während einer Saison eine Verflüchtigung einziehen? Wir glauben viel eher, daß hier der Hebel angesetzt werden muß und nicht bei den Rengemeinschaften, die sich übrigens ganz anders auswirken können, als man sich das denkt. Im übrigen ist eine Verbandsführung nur soweit in der Lage der Leistungsstand zu heben, als sie es vermag, gute Ruderlehrer den Vereinen zur Verfügung zu stellen. Die wirkliche Arbeit, die wird immer aus den Vereinen herauswachsen müssen. So war es früher schon und heute ist es nicht anders.

Das 1:1 von Oslo war ein richtiger „Schlag ins Kontor“ für diejenigen, die glaubten, daß das Debakel von Paris eine einmalige Erscheinung gewesen sei. Die Enttäuschung ist umso größer, als die Saarelf vor einigen Wochen in Oslo als Sieger das Stadion verließ. Es scheint doch wohl so zu sein, daß verschiedene Positionen der Nationalmannschaft nicht mit jenen festen Größen besetzt sind, die als unverrückbar sichere Größen in jedem Falle in die Mannschaftsrechnung eingesetzt werden können.

Außerdem verlangt die Natur selbst von dem besten Fußballer ihren Tribut. Bestimmte sportbiologische Gesetze können auch von einem Nationalspieler nicht übersehen werden. Es ist auch nicht leicht, zu jedem Gegner die rechte Einstellung zu finden. Das haben bis jetzt nur die Engländer, und das auch nur ruhige Fertigkeit gebracht. Aber der DFB mag sich trösten, 1953 war es nicht anders und damals verlorsten wir nicht nur über eine, sondern über zwei Nationalmannschaften. Fußball ist eben ein Spiel und wer spielt, der muß auch verlieren können. Es muß allerdings nicht gerade gegen einen Außenreiter sein!

-ix-